



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Z., G.: Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen
Geschichtsschreibung. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen Geschichtsschreibung.

I.

In zwei Jahrzehnten haben wir Deutschen uns gewöhnt, freundnachbarlich neben dem neuen Kaiserreich zu leben, daß der Friede zu sein vorgab; wir haben den guten Glauben an die edlen Instinkte Napoleons des III. gern bewahrt, weil die Vernunft der Geschichte es zu fordern schien. Heute reizt er uns mit unerhörter Verblendung zum Kriege. Der deutsche Kampfmuth, der ihm antwortet, mag ihn mahnen, daß es seine verhängnißvollste That ist, zu der er sich anschickt. Sie fordert dazu auf, an die Natur und Herkunft seiner Herrschaft zu erinnern, und wir werden am gerechtesten sein, wenn wir es an der Hand der neuesten französischen Geschichtsschreibung selber thun. —

Das napoleonische System, wie es zuerst der Rhein durchgeführt, der Neffe von Neuem ins Leben gerufen und in der seinem zähen, bedächtigen, tastenden Charakter entsprechenden Richtung entwickelt hat, beruht wesentlich auf einer demokratischen Gesellschaft, d. h. auf einer Gesellschaft, in der nicht nur alle Standesvorrechte gesetzlich aufgehoben sind (was ja auch in einer von aristokratischen Traditionen beherrschten Gesellschaft der Fall sein kann), sondern in der das Streben nach thatsächlicher Gleichheit der Lebensstellung, nach immerwährender Ausgleichung aller durch Geburt und Besitz bedingter gesellschaftlicher Unterschiede, ein unaufhörliches Herabziehen des Hervorragenden, und dem entsprechend ein leidenschaftliches Drängen der Massen und der Einzelnen nach Oben die beständig wirkende stärkste Triebfeder alles Handelns geworden ist.

Schon die constituirende Versammlung von 1789 stand unter der Herrschaft des Gleichheitstriebes. Ihr Bestreben ging nicht dahin, auf dem Wege der Reform die Willkür des monarchischen Absolutismus zu brechen und (wie Mirabeau es wollte) durch eine starke politische Organisation die Freiheit zu begründen und zu befestigen; sie suchte vielmehr die über jede thatsächliche Bedingtheit sich hinwegsetzenden Gleichheitsideale der französischen Philosophie zu verwirklichen. So begnügte sie sich nicht damit, den Adel seiner Vorrechte zu entkleiden, sie erklärte ihn für abgeschafft. Daß dieses Gleichheitsstreben zur äußersten Concentration aller Macht in den Händen der Staatsgewalt führen mußte, bewies die Schreckensherrschaft des Convents, der sich Frankreich nur deshalb einige Jahre hindurch willenlos unterwarf, weil seine Blitze vorzugsweise die höchsten Häupter trafen und alle Hindernisse aus dem Wege räumten, die der Verwirklichung des Gleichheitsprincips entgegenstanden.

Aber eine feste Staatsordnung auf Grund des Gleichheitsprinzips herzustellen vermochte der Convent, überhaupt die Republik, nicht. Die Herrschaft der Ausschüsse ging zu Grunde, das Directorium wurde durch das Consulat beseitigt, das Consulat war Vorläufer des militärisch-demokratischen Kaiserthums. Die Principien von 1789 nahmen die Gestalt der idées napoléoniennes an. Der Gleichheitstrieb als höchstes Staatsprincip (nicht bloß als Gesellschaftsprincip) hielt die Franzosen mit verdoppelter Gewalt in den schon von der alten Monarchie mit Consequenz verfolgten Wegen der Centralisation fest, die Centralisation drängte zur Dictatur Eines Mannes, die allein im Stande war, das Land vor dem Despotismus der Hauptstadt zu schützen. Solange nämlich die Regierungsgewalt verfassungsmäßig in einer Versammlung und deren Ausschüssen lag, war es unvermeidlich, daß bei der mächtigen Einwirkung, die eine unruhige und leicht erregte Bevölkerung stets auf gewählte Körperschaften ausübt, die hauptstädtischen Massen ganz ungebührlich den Ehrgeiz jedes Demagogen zu verwegenen Unternehmungen herausforderten und in jeder Krisis entscheidenden Einfluß auf das Schicksal des ganzen Staates gewannen. Diesen Einfluß auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen und bis zu einem gewissen Grade wenigstens das Land von der Herrschaft der Pariser Bevölkerung zu emancipiren, das vermochte nur die Dictatur, die daher dem Bewußtsein der französischen Volksmassen instinctiv jeder Zeit als der natürliche Abschluß der Revolution gegolten hat. Sobald die Nation von den leidenschaftlichen Bewegungen und Aufregungen innerer Kämpfe erschöpft ist, verlangt sie nach der Organisation der neuen Errungenschaften, und als Organisator kann sie sich nur einen Tyrannen im Stile des Pisistratus vorstellen. Und in der That hat das erste Kaiserthum die ihm zugefallene organisatorische Aufgabe erfüllt, indem es an die Stelle des Despotismus der Klubs den Despotismus einer geordneten Gewalt gesetzt hat. Durch den Sturz der Girondisten war der Kampf zwischen Decentralisation und Centralisation zu Gunsten der letzteren entschieden, damit begann der Kampf zwischen Dictatur und Republik, der nach dem vergeblichen Versuch Robespierre's, eine regelmäßige bürgerliche Dictatur zu begründen, in der Gründung der militärisch-demokratischen Monarchie seinen Abschluß fand. Das Kaiserthum sog seine materielle Kraft aus der Ergebenheit des Heeres, seine moralische Kraft aus der Zustimmung des ganzen Landes und dadurch gewann es die Stärke, die allgemeinen Interessen, nicht bloß die hauptstädtischen, zur Geltung zu bringen. Das dem Gleichheitstriebe so nahe verwandte Centralisationsprincip erschien in seiner reinsten Gestalt, und das war in gewissem Sinne ein Fortschritt.

Die Einführung des parlamentarischen Systems und seine Verkopplung mit dem heilig gehaltenen und abergläubisch verehrten Centralisationsprincip verminderte nicht die Attribute des Staates zu Gunsten der Selbstregierung,

sondern verlegte nur den Sitz der höchsten Gewalt und machte dieselbe zugleich wieder abhängig von dem Einflusse der Hauptstadt. Dreimal entschied die Pariser Bevölkerung, der gegenüber die Departements willenslos waren, über Frankreichs Geschick. Die Begründung des zweiten Kaiserthums gab dem zerrütteten Organismus seine natürliche Spitze wieder.

Es wäre ungerecht, wenn man der Regierung Napoleons III. große Verdienste absprechen wollte. Napoleon III. machte unter Anwendung allerdings ungerechtfertigter, ja verwerflicher Mittel, aber doch unter der Zustimmung des französischen Volkes einem unhaltbaren Zustand der Dinge ein Ende. Er hat in den ersten Jahren seiner Regierung Frankreich durch eine kühne und zugleich gemäßigte und besonnene Politik, wenn auch nur vorübergehend, zum Range der ersten Macht in Europa erhoben; er hat für die materielle Hebung der untern Klassen mit Erfolg gewirkt; er hat durch seine Handelsverträge für Frankreich und einen großen Theil Europas eine neue Aera des internationalen Verkehrs eingeleitet: ein Verdienst, das ihm um so höher anzurechnen ist, als seine Handelspolitik mit den Ueberlieferungen der altfranzösischen Staatskunst, die auch von der Mehrzahl der liberalen Staatsmänner mit aller Zähigkeit des Vorurtheils (das nirgends eine so gewaltige Macht besitzt als in Frankreich) festgehalten wurde, im schneidendsten Widerspruche stand.

Aber je schärfer und reiner das Centralisationsprincip im Imperialismus sich verwirklicht hatte, um so schroffer trat auch der Widerspruch hervor, in dem das Princip grade in seiner vollkommensten Gestalt mit dem Culturzustande und den politischen Bedürfnissen der Gegenwart steht. Das Kaiserthum als Incarnation des Centralisationsprincips erhebt den Anspruch, die unabhängigste Macht, die es gibt, zu vertreten, die öffentliche Meinung. Dieser Anspruch ließ sich nur durchführen, solange die Regierung sich auf eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen stützen konnte. Die erste Niederlage erschütterte das ganze System bis in seine Wurzeln. Die öffentliche Meinung wandte sich den hervorragenden unabhängigen Männern zu, auf denen der Druck des centralisirenden Despotismus wie ein Bleigewicht lastete. Und es wiederholte sich der alte Kreislauf. Man wollte die Macht nicht beschränken, man wollte sie verlegen; des persönlichen Regimes überdrüssig, verlangte man das parlamentarische Regime zurück. Die Parteiführer wollten die Tribune und vermittelst ihrer die Herrschaft über Frankreich wiedererobern.

Dies Ziel hat Frankreich zunächst erreicht. Die Herrschaft ist von der Person des Kaisers auf das Parlament übergegangen. Ob die Verlegung der höchsten Macht auch zu einer Beschränkung derselben zu Gunsten der communalen Freiheit führen oder ob Ollivier's Ministerium nur den Kreislauf der Ministerkrisen, die schließlich durch eine Reihe von Zwischenstufen

hindurch immer wieder zum Cäsarismus als der vollkommensten Form des Centralismus drängen, eröffnet wird, hängt lediglich von der Einsicht der französischen Staatsmänner und der Reife des Volkes ab. Daß wir zu derselben nur ein mäßiges Vertrauen haben, wird wohl durch den Gang der neuen französischen Geschichte gerechtfertigt. Ein Land, in welchem Tocqueville zwar als großer politischer Schriftsteller viel Bewunderer, aber keine Jünger gefunden hat, in dem man wagen konnte, eine Steigerung der Präfectengewalt für einen Schritt auf der Bahn zur Selbstverwaltung auszugeben, ein Land, dessen hervorragendste Staatsmänner, die einzigen, die bis jetzt eine Schule bilden, die Freiheit als gleichbedeutend mit der absoluten Herrschaft der Parlamentsmajorität ansehen: ein solches Land wird den Weg zur Decentralisation, die den einflußreichsten Männern noch immer als ein Abfall von der alten bewährten Tradition gilt und von deren Wesen auch die verhältnißmäßig vorurtheilsfreisten Köpfe noch immer sehr unklare Begriffe haben, schwer finden. Immerhin ist es ein Beweis gesteigerter politischer Reife, daß die neueste Umwälzung sich auf friedlichem Wege vollzogen hat. Aber eine gelungene politische Evolution gibt doch noch keine Bürgschaft dafür, daß in der Zeit des Druckes auch die Einsicht in die Grundlagen der politischen Freiheit den französischen Staatsmännern aufgegangen sei.

Für jetzt steht nur so viel fest, daß diejenige Entwicklung, die Napoleon vorgeschwebt hat, gewaltsam abgebrochen ist. Der Kaiser hielt sein System für entwicklungsfähig; aber die Grundlage desselben galt ihm für unantastbar. Ein Fortschritt zu Einrichtungen, die mit der persönlichen Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes unvereinbar waren, war innerhalb seines Systems unmöglich, und somit hat der Kaiser, wenn auch gewiß nicht ohne Hintergedanken, durch Einführung verantwortlicher Minister den vollständigsten Bruch mit seiner Vergangenheit vollzogen, der sich überhaupt denken läßt und der sich auch durch Aufrechthaltung des Plebiszits als eines wesentlichen Gliedes in dem Organismus der Verfassung schwerlich wird rückgängig machen lassen. Und was vielleicht noch bedeutungsvoller ist: der Kaiser hat sein Geschick zunächst (allerdings müssen wir auch hier hinzufügen: gewiß nicht ohne Hintergedanken und Vorbehalte) in die Hände von Männern gelegt, die der rechtgläubige Imperialismus mit Acht und Bann belegt hat; in die Hände von Männern, die eine bestimmte politische Ansicht als selbständige Staatsmänner zu vertreten beanspruchen, während der Kaiser an den Dienst abhängiger Werkzeuge gewöhnt ist, deren beste Eigenschaft die praktische Brauchbarkeit und administrative Routine war. Das Kaiserthum hat tüchtige Beamte, aber vielleicht nicht einen einzigen Staatsmann erzogen, daher der Kaiser in dem Augenblick, wo er staatsmännischer Kräfte bedurfte, seine Existenz den Gegnern seines Systems vertrauen mußte.

Die große Frage, um deren Beantwortung es sich bei der Beurtheilung der französischen Verhältnisse, bei allen Vermuthungen über Frankreichs Zukunft handelt, ist also, ob der Kaiser die Fähigkeit besitze, nach Zertrümmerung seines eigensten Werkes, nach Abnutzung aller Persönlichkeiten, die, soweit eine solche Hingebung überhaupt in Frankreich an der Tagesordnung ist, ihr Geschick an das seinige geknüpft, nach den vernichtenden, gegen seine Familie und gegen seine Person gerichteten Angriffen, bei dem glühenden, eine Zeit lang verdeckten, aber keineswegs erloschenen Hass, mit dem ihn die 1851 bestiegten Parteien verfolgen, — ob er nach allen Niederlagen, die er erfahren, trotz aller Gefahren, die ihn umringen, noch die Fähigkeit und Kraft und zugleich den aufrichtigen Willen besitze, eine neue Schule bisher nur im Kampf gegen ihn erprobter Staatsmänner um sich zu sammeln, ihre Rivalitäten auszugleichen, und durch sie die öffentliche Meinung des Landes an seine Person und Dynastie zu fesseln. Wir stehen hier nicht bloß vor einem politischen, sondern vor einem zum großen Theil psychologischen Problem, dessen Lösung der Zukunft vorbehalten bleibt. Den einzigen Anhalt zu Vermuthungen über das Endurtheil der Geschichte kann uns nur ein Rückblick auf das Leben und die bisherigen Thaten des merkwürdigen Mannes gewähren, der vor zehn Jahren der Schiedsrichter Europas, durch persönliche Fehler und die innere Schwäche seines Systems so tief gedemüthigt worden ist, daß er einige Monate hindurch mit den Rocheforts, Raspails und Flourens um seine Existenz zu kämpfen hatte. —

Ein Leben wie das Napoleons fordert die Thätigkeit der Geschichtsforschung heraus und besondere Verhältnisse haben es ihr schon bis jetzt möglich gemacht, reichliches Material zu sammeln und zu einer Gesamtdarstellung zusammenzufassen. Napoleons wechselvolle und doch von einem Gedanken beherrschte und auf ein durch keine Niederlage, keine Demüthigung zu verrückendes Ziel gerichtete Laufbahn, seine wiederholten Verschwörungen, seine leichtsinnigen Jugendstreiche, seine Gefangenschaft und Verbannung, seine Wahl zum Abgeordneten der Stadt Paris, sein keckes Emporsteigen vom Abgeordnetenitz durch die Zwischenstufe der Präsidentschaft zum Kaiserthron: alles dies vollzog sich vor den Augen argwöhnischer Beobachter, die nicht gesäumt haben, ihr Wissen und ihre Erfahrungen zu veröffentlichen. Natürlich ist diese reiche Broschürenliteratur nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Alle Schriften über den Staatsstreich, mögen sie von imperialistischer oder republikanischer Seite ausgehen, verfolgen politische Zwecke; sie wollen gar nicht der Erforschung der geschichtlichen Wahrheit dienen, sondern eigene Fehler und Irrthümer beschönigen oder erklären, fremde Gewaltthaten brandmarken; sie setzen den Kampf der Jahre 1848—1851 fort, als Plaidoyers für oder gegen den Usurpator nicht sowohl vor dem Richterstuhl

der Geschichte, als vielmehr des französischen Volkes, an dessen Urtheil die Besiegten wie die Sieger des zweiten Decembers appelliren. — Was die bisherigen kriegerischen Unternehmungen des Kaisers betrifft, so stimmt das Urtheil der politischen und militärischen Berichterstatter im Großen und Ganzen überein und dürfte aus späterem Quellenstudium wohl nur in Einzelheiten Berichtigungen und Ergänzungen erfahren. Ueber den politischen Werth der mexicanischen Expedition aber, die nach unserer Ansicht nicht den Wendepunkt in der Geschichte des Kaisers bezeichnet, sondern ein Versuch ist, durch ein verzweifeltes, auf die leichtfertigkeiten Berechnungen hin unternommenes Abenteuer den Glanz des bereits im Verglühen gegriffenen kaiserlichen Sterns neu aufzufrischen, ist das Urtheil endgiltig gesprochen. Nur darüber könnten vielleicht die Meinungen schwanken, ob der unvermeidliche Rückzug Napoleons nicht mit einer Erfüllung der Ehrenpflichten gegen seinen Verbündeten vereinbar gewesen wäre, ob es nothwendig war, das Werkzeug seines Ehrgeizes auch zum Opfer seiner Schwäche zu machen. Ziehen wir indessen die Mittheilungen der Mithandelnden zu Rathe (auf die wir in einem folgenden Artikel näher einzugehen Veranlassung haben werden), so scheint es uns unzweifelhaft, daß die Treulosigkeit des Kaisers gegen Maximilian der Scheu entsprungen ist, rechtzeitig und offen die Niederlage vor sich und der Welt einzugestehn.

Napoleon war nach Niederwerfung der nordamerikanischen Sklavenstaaten in eine Lage gebracht, aus der er sich um jeden Preis befreien mußte. Statt rasch und offen den Kaiser Maximilian über die Lage der Dinge aufzuklären, zögerte er unentschlossen so lange, bis er gar nicht mehr die Wahl zwischen einem ehrenvollen und schimpflichen Rückzug hatte. Seine langsame Bedächtigkeit im Erwägen und Calculiren hatte ihn nicht vor der Gefahr geschützt, sich in ein unsinniges Abenteuer zu stürzen, vielmehr hatte seine unruhige, ewig planende Einbildungskraft in einer unglücklichen Stunde über den kühl und langsam berechnenden Verstand den Sieg davon getragen. In der Gefahr, da nur ein rascher Entschluß seine Ehre retten konnte, gewann wieder die etwas schwerfällige Bedächtigkeit seines Temperaments sehr zur Unzeit die Oberhand und verwickelte seinen Schützling in die tragische Katastrophe, welche der Welt nicht nur die Schwäche des kaiserlichen Frankreichs offenbart, sondern auch das Vertrauen in die Person des Kaisers aufs Tiefste erschüttert hat.

Auf eigenen Beobachtungen und dem sorgfältigen Studium der zahlreichen sehr verschieden gefärbten Berichte der den Begebenheiten näher stehenden, zum Theil mithandelnden Zeitgenossen, auf deren Aufzählung wir indessen verzichten, beruht das umfassende Werk *Taxile Delord's: Histoire du second Empire*, dessen erster Band die Geschichte der Präsidentschaft

und des Kaiserthums bis zum Ausgange des Krimkriegs in klarer übersichtlicher und anziehender Darstellung behandelt. Der Verfasser, als gemäßigter, aber entschiedener Republikaner, ist natürlich ein scharfer Gegner des Kaisers und der idées napoléoniennes; wie denn überhaupt der Kampf gegen das Princip des Bonapartismus der zeitgenössischen Historiographie der Franzosen (wir erinnern nur an Charras und an Lansfey's classisch und mit einer den deutschen Leser oft frappirenden Unbefangtheit geschriebenes großes Geschichtswerk) ihren eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Thiers' Auffassung mag in gewissen Kreisen noch immer für die allein berechnete, für die wahrhaft „nationale“ gelten; der französischen Geschichtswissenschaft gilt sie als überwundener Standpunkt. Die Literatur, nicht bloß die Geschichtswissenschaft, ist antibonapartistisch, gerade wie der Bonapartismus seinerseits, darin ganz dem römischen Kaiserthum ähnlich, zu keiner Zeit seine Feindschaft gegen die der Reglementirung unzugängliche freie Literatur verhehlt hat. Hätte sich die Literatur centralisiren und monopolisiren, hätte sie sich in das System des Alles verschlingenden Staatsorganismus einfügen lassen, so wäre sie willkommen gewesen; als Trägerin selbständiger Ideen war sie verhaßt und geächtet. Denn der spärliche ideale Gehalt, der im Bonapartismus eine Stelle fand, durfte nimmermehr den „Ideologen“ von Fach überantwortet werden. Geistige Dede neben der Jagd nach Besitz, neben roher Genußsucht, neben cynischer Trivoltät, neben einem geschmacklos sich spreizenden, mehr und mehr der altfranzösischen Grazie sich entäußernden Prunk in der Gesellschaft und in der Kunst, war, wenn nicht das Ziel, doch das Ergebnis des ersten Kaiserthums, und ähnliche, wenn auch dem Charakter des Herrschers und den veränderten Zeitumständen gemäß minder ausgeprägte Erscheinungen bietet das zweite Kaiserthum. Die Periode der Freiheit und des Parlamentarismus gilt den Franzosen zugleich als Periode des geistigen Aufschwungs, das Kaiserthum mit seiner ausschließlichen Richtung auf die Pflege materiellen Wohlseins als die Ära der geistigen Erschlaffung, wobei man allerdings übersieht, daß die geistige Erschlaffung und sittliche Versunkenheit nicht bloß Folgen des bonapartistischen Systems sind, sondern mit zu der Begründung desselben beigetragen haben, daß eine nothwendige Wechselwirkung zwischen Bonapartismus und Materialismus besteht. So viel ist aber unbestreitbar, daß jeder geistige Aufschwung sich gegen den Bonapartismus wendet, und daß alle selbständigen Kräfte, die, gleichviel auf welchem Gebiete des Wissens oder Lebens, sich über die Routine erheben, Gegner des napoleonischen Systems sind. Und dies gilt vor Allem von der Geschichte, die, nachdem sie sich von dem Einfluß des verderblichen Thiers'schen Chauvinismus befreit hat, in ihrem Widerwillen gegen das System sogar der Gefahr ausgesetzt

ist, in einseitiger Weise die Fortschritte, die Frankreich dem Kaiserthum verdankt, abzuleugnen oder als unerheblich dazustellen.

Der antiimperialistischen Schule gehört nun auch Taxile Delord an. Daß er seine Angriffe in eine meist ruhige, gemessene, stets gebildete Form kleidet, thut ihrer Schärfe und Bitterkeit keinen Abbruch. Gegen die vornehme Ruhe, den leichten, gefälligen, hin und wieder gemüthlich ironisirenden Ton, der seine Darstellung im Allgemeinen durchweht, hebt sich die sittliche Entrüstung, die an einigen Stellen, z. B. in der ausführlichen und meisterhaften Schilderung des Staatsstreichs, den ebenen, behaglichen Fluß der Erzählung zu einem kräftigen Pathos steigert, wirkungsvoll ab. Uebrigens strebt er in seinem Urtheil nach der Unparteilichkeit des Geschichtsschreibers und geißelt die Fehler der ihm nächststehenden Parteien ebenso schonungslos wie die Vergehen und Unthaten der Gegner, wodurch dann der Leser allerdings wider den Willen des Verfassers zu einem milderen Urtheil über den Prinzen geführt wird. Denn je klarer sich die Unfähigkeit aller Parteien, der Republikaner jeder Farbe, wie der Anhänger der alten Dynastien, welche die Republik nur über sich haben ergehen lassen, herausstellt, um so entschuldbarer wird das Streben des ehrgeizigen Prätendenten, durch seine Erhebung Ordnung in das Chaos zu bringen. Wo die Regierenden die Zügel verloren haben, da hat der, welcher die Entschlossenheit besitzt, sie aufzuheben, doch einige Ursache, sich als Staats- und Gesellschaftsretter zu rühmen. Und wenn die Vertheidiger der Verfassung dem Prinzen unausgesetzt in die Hände arbeiteten, indem sie in der hochmüthigen Ueberschätzung ihrer und der leichtfertigen Unterschätzung seiner Fähigkeiten hofften, ihn zum Werkzeug ihrer größtentheils durchaus nicht verfassungsmäßigen Pläne machen zu können, so war dem Prätendenten doch kaum ein Vorwurf daraus zu machen, daß er aus der Verblendung seiner Gegner für sich den möglichsten Vortheil zog und ihnen zu ihrem Schaden den thatsächlichen Beweis lieferte, daß er alle die eingebildeten und größtentheils sehr eigennütigen Staatsmänner, die seine Popularität zu ihrem Privatvortheil auszubeuten trachteten, um ihn später wie eine ausgepreßte Citrone bei Seite zu werfen, an Klugheit und Scharfblick weit überragt.

Man muß in der That, wenn man in der übersichtlichen Darstellung Taxile Delords den Verlauf der Begebenheiten überblickt, über die ungeschickte und verblendete Politik der Gegner des Prinzen staunen. Es war verzeihlich, daß sie, so lange sie ihn nur als den Abenteurer von Straßburg und Boulogne kannten, eine untergeordnete Persönlichkeit in ihm sahen, der nur ihr großer Name eine gewisse Bedeutung verschafft hatte. Aber sein erstes Auftreten nach den Februartagen offenbarte jedem unbefangenen Beobachter, der sich nicht selbst täuschen wollte, daß der Prinz von den Mauern seines Gefäng-

nisses aus Frankreich gründlich studirt hatte, gründlicher als die alten und jungen Staatsmänner mitten im lebhaftesten politischen Treiben. Er hatte beobachtet und gedacht. Die Bewunderung und Verehrung des Oheims, wie sie in seinen früheren Schriften und namentlich in den idées napoléoniennes mit einem oft den Eindruck geistiger Beschränktheit hervorrufenden abergläubigen Fanatismus sich ausspricht, war wohl in ihm lebendig geblieben. Aber dennoch muß man sich hüten, das Urtheil über ihn allein auf diese Früchte seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu begründen; indeß selbst wenn man diese Schrift zur Grundlage des Urtheils über seine geistige Befähigung machen wollte, läßt sich gar nicht verkennen, daß bereits seine Jugendstreiche wie seine Jugendschriften ein unzweideutiges Zeugniß ablegen von der Zähigkeit seines Willens, wie von der Schmiegsamkeit seines Geistes, der alle gerade im Umlauf befindlichen politischen, besonders aber socialen Ideen aufgreift, um ihnen das napoleonische Gepräge aufzudrücken, sie in das napoleonische System einzureihen. A. Morel in seinem neuerdings erschienenen mit vieler Malice geschriebenen aber instructiven Buche „Napoleon III. sa vie, ses oeuvres et ses opinions“ begleitet und illustirt die Erzählung der Erlebnisse des Prinzen von frühester Jugend bis zum Staatsstreich mit zahlreichen und ausführlichen Auszügen aus seinen Briefen und Schriften; Auszüge, die zwar keineswegs das Studium der napoleonischen Schriften entbehrlich machen, aber doch einen guten chronologischen Ueberblick über den Gang seiner Entwicklung geben. Die oben erwähnte Zähigkeit und Schmiegsamkeit tritt in diesen Selbstbekenntnissen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, sehr klar hervor. Von Idealität und geistigem Schwung keine Spur. Ueberall Berechnung. Der Gedanke an die ihm vorenthaltene aber vorbehaltene Hinterlassenschaft des Oheims beherrscht ihn vollständig; er verfolgt jedoch diesen Gedanken nicht wie ein wahnwitziger Träumer, sondern wie ein kühner, aber berechnender Speculant, der, wenn er sich auch manchmal in seiner Beurtheilung des Individuums getäuscht hat, doch für die Gefühle der Massen einen bedeutenden natürlichen Scharfblick besitzt, und auf diese Gefühle, die er unausgesetzt studirt, seine Zukunftspläne gründet. Diesen Gefühlen schmiegt er sich an; er zeigt sich bald als Demokrat, bald als Socialist, immer aber als der kräftige Autokrat und glühendste Feind des constitutionellen Systems, des Bourgeoisliberalismus und des Bürgerkönigthums.

Er war ein gefährlicher Gegner schon als jugendlicher Abenteurer, und seine Bedeutung war gewachsen in gleichem Verhältniß mit der Abnutzung Ludwig Philipps. Sein Verständniß für die Erfordernisse der Lage war geschärft. Durch beharrliches Grübeln war er zu der Erkenntniß gekommen, daß die Grundsätze des ersten Napoleon sich unmöglich unverändert auf die Zustände der Gegenwart anwenden ließen. Auch der politischen Methode

des ungeduldigen, überall stürmisch durchgreifenden, stets zu den äußersten, gewaltsamsten Maßregeln geneigten Kriegsmanns widerstrebte sein natürliches Phlegma, sein bei aller Zähigkeit doch auch weiches Gemüth, seine Scheu vor improvisirtem Handeln. Der feste Glaube an seinen Beruf, der ihn mit der Gewalt einer fixen Idee zu seinen Jugendstreichen getrieben hatte, war ihm geblieben, verstärkt durch die Hoffnung auf die von den Zeitgenossen weit unterschätzte Gewalt der in der Bevölkerung lebendigen napoleonischen Sympathien; seine Zuversicht wuchs im Hinblick auf das Schauspiel der Parteikämpfe, welches die Staatsmänner der Julimonarchie vor ihm aufführten, dessen selbstmörderische Wirkungen er mit dem Instinkt des Hasses vollkommen klar erkannte. Er war, als die Revolution ausbrach, auf Alles vorbereitet, sein Plan war längst gefaßt, wohl erwogen, und die Umstände wie die Fehler seiner Gegner begünstigten ihn wunderbar bei Ausführung derselben. Als er zum Deputirten gewählt war, schwebte die Versammlung zwischen Furcht vor seinem Ehrgeize und der Verachtung seiner Fähigkeiten. Die Verachtung trägt, nachdem auch Jules Favre in sehr geringschätziger Weise für Zulassung gesprochen, den Sieg davon: er wird als Abgeordneter anerkannt und kann sich Glück wünschen, daß die Versammlung Alles gethan hat, was in ihren Kräften stand, um die Augen des Volkes auf ihn zu lenken und ihm eine Sonderstellung als natürlichen Rivalen jeder anderen Macht im Staate anzuweisen. Sie stempelt ihn zum Prätendenten und er schreitet sofort mit vollster Sicherheit seinem Ziel entgegen. Er verschmähte es, seine Gegner über seine letzten Absichten zu täuschen, nicht etwa aus innerer Wahrhaftigkeit, sondern weil er der Täuschung nicht bedurfte. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne seine Unterwürfigkeit unter den Willen des französischen Volkes auszusprechen — und das war keine Lüge, sondern der kräftigste Ausdruck des Selbstvertrauens —; aber er ließ auch darüber keinen Zweifel, daß er sich durch den Einspruch keiner Versammlung werde abhalten lassen, jede ihm vom Volke gebotene Gabe, selbst den Thron, anzunehmen. Er nahm, wie Fallaux sagt, bereits als Abgeordneter die Haltung eines Mannes an, der entschlossen ist, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen, ohne es zu zwingen, und dem nationalen Willen zu gehorchen, ohne ihn zu provociren. Und diese Haltung behielt er als Präsident bei. Er ließ keine Ungeduld blicken, aber sein ganzes Auftreten zeigte und war darauf berechnet, zu zeigen, daß er vom Volke Alles hoffe. Niemals ist ein Prätendent offener aufgetreten; niemals aber hat auch ein Prätendent durch sein verwegenes, durchsichtiges Spiel die Gegner so aus aller Fassung gebracht, als er. Er war ein Verschwörer, das wußte man; denn er sagte es Jedem, der Ohren hatte, zu hören. Alle Parteien waren über seine andeutungsvollen Anreden an die Stadtobrigaden oder Truppen, denen er sich als Gesellschaftsretter vor-

stellte, entrüstet; aber statt sich zu entschlossenem Handeln gegen ihn zu vereinigen, intriguirten sie gegen einander und erklärten zur Beruhigung ihres Gewissens den Gegner für einen ungefährlichen Charlatan. Und als die entscheidenden Kämpfe herannahen, waren sie wie gelähmt durch einen Zauber, dessen Bande sie nicht zu zerreißen vermochten.

Diese Verblendung der Parteien, diese allgemeine Erschlaffung und Lähmung erklärt sich keineswegs allein aus der Unfähigkeit der zum Handeln berufenen Personen, sondern zugleich auch aus der fehlerhaften Situation, in die sie sich durch die Revolution versetzt sahen. Der größere Theil der Verschuldung liegt vor und in der Revolution; was nachher Thörichtes geschah, ist ebenso wie die zahlreichen Unterlassungssünden eine Folge der Februarereignisse. Dies erkennt der republikanische Geschichtschreiber, in dessen Augen die innere Berechtigung der Februarrevolution über jeden Zweifel erhaben ist, natürlich nicht an, weshalb denn bei ihm die Fehler der Einzelnen nach der Revolution oft in einem allzu grellen Lichte erscheinen. Gewiß hat der Verfasser Recht, wenn er meint, daß bei rechtzeitiger Vereinigung aller Parteien zu energischem Widerstande gegen den Prätendenten die Republik hätte gerettet werden können. Aber eben diese Vereinigung war unmöglich. Wie viele unter den Gegnern des Präsidenten waren denn der Republik aufrichtig ergeben? In der Bevölkerung war die republikanische Gesinnung doch nur schwach vertreten. Und was vielleicht noch bedenklicher war, unter den Republikanern bestand eine tiefe Kluft zwischen den Rothhen und den Gemäßigten. Die Rothhen, das eigentlich treibende Element in den Februartagen, die mit einer gewissen logischen Consequenz behaupten durften, daß nur die rücksichtslose Entwicklung ihrer Grundsätze die Republik retten könne, waren in dem Gemetzel der Junitage ihren gemäßigten Gegnern erlegen. Aber grade der Junistieg, der scheinbar die Gemäßigten zu Herren der Lage gemacht hatte, sollte der Republik den Todesstoß versetzen. Der Sieger, Cavaignac, war zwischen zwei Feuer gerathen, zwischen den glühenden Haß der Socialisten und die Abneigung der Conservativen, die durch die von ihm in der Bändigung der Emeute bewährte Energie nicht vermindert wurde, da sie nicht in einem maßvollen republikanischen Regiment, sondern nur in der schroffsten Reaction Sicherheit vor den Gefahren der Zukunft erblickten.

Und im Grunde war diese Stimmung auch in den Departements vorherrschend, wie der überwiegend conservative Ausfall der Wahlen zu der am 28. Mai 1849 eröffneten legislativen Versammlung bewies. Gegen jeden Versuch aber, diese Wahlen für eine Manifestation zu Gunsten der alten Dynastien auszugeben, hatte die Nation durch die Wahl des Prinzen zum Präsidenten bereits im Voraus protestirt. Die Berryer und Montalembert, die Thiers und Dupin wurden nicht als Legitimisten und Orleansisten, sondern

als Vertreter der Ordnung, als Gehilfen des Präsidenten, nicht als Gegner desselben von irgend einem alten dynastischen Standpunkte aus, gewählt. Zur Monarchie neigten die Massen allerdings, aber die ihnen vorschwebende Monarchie war nicht eine bourbonische Adels- oder Bourgeois herrschaft, sondern die demokratische napoleonische Republik oder Kaisertum — so stellte sich die Frage. Und wer gegen die Republik arbeitete, der arbeitete für den Prinzen Louis Napoleon. Das sahen die alten Parteihäupter freilich nicht ein, die sich in ihrer Selbstüberschätzung mit der eiteln Hoffnung schmeichelten, daß es ihnen ein Leichtes sein werde, den Prätendenten, wenn er gegen die Republikaner seine Dienste geleistet, ins Nichts zurückzuwerfen. Hatten doch Viele unter ihnen bei der Präsidentenwahl für ihn gegen Cavaignac agitirt, in dem guten Glauben, damit einen politischen Meisterzug zu thun. Denn das galt ihnen für eine ausgemachte Sache, daß der Prinz, um sich zu halten, ganz ihren Eingebungen folgen werde. Der eitelste und intriganteste der alten Politiker, Thiers, bildete sich ungefähr ein Jahr lang ein, daß er den Prinzen leite, ohne zu merken, daß dieser ihm und seinen Genossen nur deshalb einen ziemlich weitgehenden Spielraum gestatte, um sie in seinem Dienste sich abnutzen zu lassen.

Die Uneinigkeit im republikanischen Lager, die Schwäche und wachsende Unpopularität der Gemäßigten, die reactionären Gelüste der „Burggrafen“ machten den Prinzen rasch zum Herrn der Lage. Da er als Vertreter der Demokratie und der Ordnung auftrat, deren Versöhnung der Bonapartismus als seine weltgeschichtliche Aufgabe ansieht, so war es ganz consequent, wenn er behauptete, daß alle seine Gegner entweder gegen das demokratische Princip oder für die Anarchie arbeiteten. Und diese von den ihm ergebenen Presseorganen täglich mit großer Unverschämtheit wiederholten Beschuldigungen fanden in sehr weiten Kreisen Glauben, entsprachen wenigstens vollkommen den Sympathien und Antipathien derselben.

Das stand dem Prinzen fest, daß in den ihm unvermeidlich bevorstehenden Reibungen mit der Nationalversammlung ein großer Theil der Nation auf seiner Seite stehen werde: dafür leistete ihm der glänzende Erfolg seiner Präsidentschaftscandidatur Bürgschaft. Fünf und eine halbe Million Wähler hatten ihn nicht bloß für einen *homme sérieux*, sondern auch für den Mann ihres Vertrauens erklärt. Das war ein glänzender Erfolg und der Erfolg macht in Frankreich Propaganda. Einen Napoleon zum Präsidenten wählen, hieß ihn als Throncandidaten aufstellen. Das fühlte man in Frankreich vollkommen. Es war nicht zu bestreiten, daß seine Wahl ein Sieg des monarchischen Princips war. Darin, daß die Nation im Voraus seine Herrschaftspläne gebilligt, ja ihn zur Verfolgung derselben ermuntert hatte, lag die Stärke seiner Stellung. Und so von dem Volke selbst der Gesamtheit

aller Parteien mehr als ebenbürtig gegenübergestellt, zwang er seine Gegner, ihm eine Position nach der andern preiszugeben; nicht mit Gewalt, sondern dadurch, daß er ihnen volle Freiheit gewährte, ihre selbstmörderische Politik nach allen Richtungen hin zu entwickeln. Die Conservativen bildeten sich ein, daß der Präsident für ihre Interessen arbeite, wenn er in Gemeinschaft mit ihnen die entschieden republikanische Partei unterdrückte und überhaupt der Reaction soviel Spielraum gewährte, als die Verhältnisse es irgend gestatteten. In ihrer Verblendung sahen sie nicht, daß jeder Schlag, den sie gegen die Demokratie führten, ihre Kräfte lähmte und daß sie durch die Fesselung der unruhigen Pariser Elemente sich aller Mittel beraubten, um einem Staatsstreich des Präsidenten Widerstand entgegenzusetzen. Man hatte jede Repressivmaßregel des Präsidenten als rettende That gepriesen; man hatte ihn auf der Bahn der Reaction weiter und weiter gedrängt und er hatte sich sehr gern weiter drängen lassen. Man hatte die römische Expedition, die nur dem Präsidenten Nutzen brachte, gut geheißsen und den durch dieselbe hervorgerufenen Aufstandsversuch der äußersten Linken zu Repressivmaßregeln, wie die Suspension der Clubs, ausgebeutet; man hatte in Folge der Wahl Eugen Sue's das Stimmrecht beschränkt (31. Mai 1850), der Presse durch den Stempel und die Unterzeichnungspflicht Fesseln angelegt; man hatte in der Unterrichtsfrage den Klerikalen Zugeständnisse gemacht: — die Früchte aller dieser Maßregeln erntete der Prinz. Die Concessionen an die klerikale Partei in der römischen und Unterrichtsfrage besiegelten sein Bündniß mit der Geistlichkeit, das für ihn wegen des Einflusses derselben auf die Landbevölkerung von so großer Wichtigkeit war; die Repressivmaßregeln brachen die Widerstandskraft der Massen. Und dabei verstand es der Prinz vortrefflich, den Liberalen zu spielen und die Verantwortlichkeit für alle gehässigen Maßregeln auf die Majorität der Versammlung abzuwälzen. Als ihm gegenüber in einer Privatunterredung ein ehemaliger Minister der Republik auf die Frage, welches die bisher begangenen Fehler seiner Regierung seien, die römische Expedition als den größten von allen bezeichnete, erwiderte der Prinz, auf die Thüre seines Cabinets zeigend: „Diese Thüre hat sich niemals geöffnet, seit ich hier wohne, ohne Jemandem Einlaß zu gewähren, der mir nicht zugerufen: Nach Rom! Herr von Montalembert, Herr Thiers, Herr Berryer haben mir unaufhörlich diese beiden Worte wiederholt, die Zahl der Anhänger der Expedition hat in dem Maße zugenommen, daß es zuletzt eine wahre Fluth geworden ist.“ Dabei hob er die Hände in die Höhe, als ob er sagen wollte: die Fluth ist mir über den Kopf gestiegen. Ein anderes noch schlagenderes Beispiel: Bei Einweihung einer Eisenbahn in Dijon erklärte er ganz offen: „Seit drei Jahren hat man bemerken können, daß ich immer von der Versammlung unterstützt worden bin, wenn es sich darum gehandelt hat,

die Unordnung durch Maßregeln der Unterdrückung zu bekämpfen; wenn ich das Gute habe thun, das Loos des Volkes verbessern wollen, hat sie mir ihre Mitwirkung versagt. Wenn Frankreich zu der Erkenntniß kommt, daß man nicht das Recht hat, ohne sein Zuthun über es zu verfügen, so braucht Frankreich es nur zu sagen; meinen Muth und meine Energie wird es nicht vergebens anrufen.“ Daß diese Stelle bei der Wiedergabe der Rede im *Moniteur* ausgelassen und somit stillschweigend verleugnet wurde, war keineswegs geeignet, ihren Eindruck auf Feind und Freund zu schwächen.

Unter diesen Umständen, bei dieser Offenheit mit der der Prinz bei den verschiedensten Veranlassungen der Nation seine Gedanken und Hoffnungen verkündigte, waren die Staatsstreichgerüchte epidemisch geworden. Eine schnelle Entscheidung herbeizuführen lag indessen nicht in der Absicht des Prinzen, der vielmehr wünschte, sein Ziel allmählig und ohne Staatsstreich zu erreichen, oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, den Staatsstreich wenigstens als aufgezwungene Maßregel berechtigter Abwehr erscheinen zu lassen. Er wünschte zunächst nach Ablauf seiner Präsidentschaft sich von Neuem wählen zu lassen und er mußte daher Alles aufbieten, um aus der Verfassung die Bestimmung hinauszurevidiren, welche die unmittelbare Wiederwahl des Präsidenten verbot. Um die Revision drehte sich also eine Zeit lang die Frage der Zukunft. Für dieselbe stimmte die Mehrzahl der Conservativen: die Legitimisten in dem thörichten Wahne, daß dieselbe die Wiederherstellung der alten Monarchie zur Folge haben werde; die Orleanisten (es ist kaum glaublich), weil sie dem Prinzen durch Verlängerung seines Mandats auf etwa zehn Jahre den Vorwand zu einem Staatsstreich abschneiden wollten! Die Republikaner stimmten gegen die Revision, und ihnen schlossen sich einige wenige Conservative an, darunter Thiers, der es nicht vergessen konnte, daß er von dem Präsidenten, den er zu leiten glaubte, dupirt worden war. Das Resultat war, daß die Revision, obgleich sich eine bedeutende Mehrheit für dieselbe erklärt hatte, fiel, weil diese Mehrheit die erforderlichen zwei Drittel nicht erreichte.

Von diesem Augenblick an war der Staatsstreich beschlossene Sache. Die Bildung eines neuen Ministeriums, in dem Saint-Arnaud das Departement des Krieges übernahm, die immer offener und mit herausfordernder Ostentation betriebene Bearbeitung des Militärs, machten es dem Blindesten klar, daß der entscheidende Augenblick herannahe. Die Versammlung suchte sich in Vertheidigungszustand zu setzen; aber der viel besprochene Antrag der Quästoren, der ihr die Verfügung über die bewaffnete Macht in die Hände spielen sollte, ward abgelehnt, in Folge des höchst unzeitgemäßen Gelüsts der Linken, der Rechten eine Lektion zu ertheilen. Die Annahme des Antrags würde übrigens nur die Entscheidung beschleunigt, nicht aber den Gang

der Begebenheiten verändert haben, da die Pariser Truppen längst für den Prinzen gewonnen waren. Taxile Delord ist der Meinung, die Partie habe damals noch so gestanden, daß, wer den ersten Schlag gethan, des Sieges hätte sicher sein können. Aber die Versammlung hatte sich so geschwächt, daß sie weder einen Schlag führen noch pariren, daß sie überhaupt nicht mehr handeln konnte.

Unter diesen Umständen hätte, wie auch aus Delords Darstellung im Widerspruch zu seiner Ansicht über die Widerstandskraft der Versammlung klar hervorgeht, der Prinz des Gemetzels in den Decembertagen gar nicht bedurft, um zum Ziele zu gelangen; die Bewegung in den Straßen hätte sich leicht und ohne Blutvergießen unterdrücken lassen. Ob ein Aufruf zu den Waffen, im Beginn der entscheidenden Krisis von der Versammlung erlassen, einen namhaften Theil der Pariser Bevölkerung begeistert haben würde, läßt sich nicht entscheiden. Aber ein solcher Aufruf erfolgte nicht. Der Widerstand der Versammlung und einzelner Gruppen derselben beschränkte sich auf wirkungslose Proteste. Man wich nur der „Gewalt“, die in einer Parteiversammlung darin bestand, daß die Truppen den Präsidenten an dem Arme faßten und höflich aus dem Saale führten. Die Führer waren offenbar sehr zufrieden damit, daß sie durch ihre Verhaftung der Verlegenheit, einen Entschluß zu fassen, enthoben worden waren. Die Bevölkerung, die sich für eine Versammlung, deren Dasein ein beständiger Kampf gegen die Republik gewesen war, unmöglich begeistern konnte, zeigte sich im Ganzen so gleichgiltig, daß der Barrikadenbau, der den Vorwand zum Blutvergießen bot, sich ohne Mühe hätte verhindern lassen. Aber der Prinz glaubte eines Straßenkampfes zur Rechtfertigung des Staatsstreichs zu bedürfen. Hätte er bei der Bevölkerung Begeisterung statt Gleichgiltigkeit gefunden, dann hätte er ohne Kampf als Sieger triumphiren können; die Begeisterung hätte ihm Absolution für seinen Verfassungsbruch gewährt. Aber von Begeisterung keine Spur! So hielt man denn einen Kampf, der es möglich machte, die Führer der Versammlung als Verschwörer gegen die Executivgewalt erscheinen zu lassen und als solche zu ächten, für das einzige Mittel, den Staatsstreich formell zu rechtfertigen. Hierin liegt das Grauenhafte, Empörende des Kampfes. Dies Grauen haftet noch bis auf den heutigen Tag in den Gemüthern; und ohne die Füßilladen des Decembers gäbe es keine „Unversöhnlichen“, wenigstens würde es ihnen nimmermehr gelingen, eine allerdings fluctuirende, aber in kritischen Momenten oft gewaltig anschwellende Partei um sich zu sammeln.

Indessen für den Frevel im December hat die Nation dem Kaiser eine bedingte Amnestie ertheilt durch das Wohlwollen, mit dem auch die überwiegende Mehrheit der liberalen Partei die Neubegründung des constitutio-

nellen Systems aufgenommen hat. Aber dieser Bruch des Liberalismus mit den Unversöhnlichen ist an die Voraussetzung geknüpft, daß der Bruch des Kaisers mit dem persönlichen Regime ein aufrichtiger sei. Ist es psychologisch wahrscheinlich, daß dieser Bruch mit der Vergangenheit, diese Selbstverleugnung ohne jeden Hintergedanken erfolgt sei, daß der Kaiser innerlich darauf Verzicht geleistet habe, eine sich ihm bietende Gelegenheit zur Wiederherstellung des Absolutismus zu benutzen?

Der Charakter des Kaisers ist in hohem Grade entwicklungsfähig, und er hat sich in der That fast unausgesetzt entwickelt. Welch ein Unterschied in den Gesichtszügen des jugendlichen *douce entête*, wie Hortense ihn nannte, und denen des langsam erwägenden, etwas schwerfälligen, verschlossenen Herrschers! Aber vergleicht man die beiden Porträts genauer, so findet man doch trotz aller äußeren Verschiedenheit dieselben wesentlichen Charakterzüge in beiden. Eine bis zum Eigensinn gehende Beharrlichkeit, die durch keine Niederlage, keine Demüthigung von der Verfolgung ihres Zieles sich zurückschrecken läßt. Der Kaiser hat bis jetzt niemals auf irgend einen Plan definitiv verzichtet. Und sollte er jetzt, wo er sich unter das Joch des ihm verhassten Systems gebeugt hat, endgiltig den Ideen entsagt haben, mit denen sein Wesen so eng verwachsen ist, daß es ohne dieselben, man möchte fast sagen leer und inhaltslos wird?

Und im Princip hat ja Napoleon trotz aller Zugeständnisse, durch Einfügung des Plebis in das neue constitutionelle Schema, mit der ihm eigenthümlichen Fähigkeit das demokratische Kaiserthum aufrecht erhalten. Im Princip, und in Folge der haltlosen Schwäche Olivier's, auch wohl thatsächlich, ist er trotz aller Ministerverantwortlichkeit der verantwortliche Chef der französischen Demokratie geblieben. Das kaum erloschene Mißtrauen des Liberalismus in die letzten Absichten des Kaisers ist daher durch die Plebisbewegung wieder ins Leben gerufen worden; jeder Erfolg des Kaisers steigert dasselbe. Der Kaiser hat sich mit dem Plebis eine Waffe geschmiedet, und wer eine Waffe besitzt, von dem setzt man voraus, daß er sie bei gegebener Gelegenheit auch gebrauchen wird. Die Zukunft Frankreichs ist daher auch nach Wiederherstellung des Parlamentarismus ein Problem geblieben, dessen Lösung von der größeren oder geringeren Kraft und Einsicht des öffentlichen Geistes bedingt ist. An eine naturgemäße Entwicklung der Verhältnisse kann freilich jetzt, am Beginn des deutschen Krieges, nicht mehr gedacht werden.

G. Z.